

Illustriertes Sonntag-Blatt

der
„Chorner Presse“
Verlag von E. Dombrowski in Chorn.

Nr. 12.

3. Quartal.

1886.

Der Millionenerbe.

Roman von Siegmund Bernhardi.
(Schluß.)

[12]

(Nachdruck verboten.)

„Es ist zu komisch,“ lachte Graf Sand plötzlich auf, aber dieses Lachen klang gezwungen, „ich habe wohl schon zwölf Mal der Mündung von Pistolen gegenüber gestanden, ich habe manchen schneidigen Herrn mit blutigem Kopf nach Hause geschickt, aber, hohes der Henker, dieser Alte mit den Feueräugen hat Eindruck auf mich gemacht. Man sagt, ich sei ein guter Pistolenhüte und ich schmeichle mir es auch zu sein, aber geben Sie Acht, liebster Herr von Ristow, mir passiert heut etwas. Uebrigens sehr interessant, daß Ihr Herr Vetter meinem Gegner sekundirt, das wird ja ein allerliebtestes Zusammentreffen zwischen Ihnen beiden. Sie könnten eigentlich die Gelegenheit benutzen und ihm auch gleich ein paar blaue Bohnen in die Rippen jagen!“

Eberhardt erwiderte nichts, auch sah er schon in diesem Augenblick durch eine Lichtung des Gehölzes den Wagen heranzufahren, in welchem der Freiherr, Erich, Haselmann und der Arzt saßen. Die Begrüßung war kühl, auch hielten sich die Herren nicht lange mit Vorbereitungen und den üblichen Versöhnungsversuchen auf. Die Distanz, welche auf 5 Schritt verabredet worden war, wurde abgemessen, die Pistolen untersucht und die Gegner nahmen kampfbereit ihre Plätze ein. Noch einmal flüsterte Erich dem Freiherrn seine Bitte, für ihn schießen zu dürfen, in's Ohr,

aber der Alte schüttelte fast unwillig das Haupt, drückte ihm noch einmal die Hand und erwiderte leise: „Lassen Sie anfangen, schnell, schnell, wir wollen keine Minute verlieren.“

Die Gegner sollten zu gleicher Zeit auf den Ruf: „Drei“ schießen.

Haselmann und der Arzt hatten sich unter die Tannen zurückgezogen, der letztere seinen Verbandkasten neben sich auf den moosigen Waldgrund gestellt.

Eberhardt und Erich begannen zu zählen: „Fertig — eins — zwei — drei!“ Zwei Schüsse krachten, dichter Pulverdampf verhüllte die Szene für einen Moment vollständig.

Als sich derselbe verzogen hatte, stand der Graf todtensbleich, doch unverletzt auf seinem Platze, der Freiherr lag blutend an der Erde. Alle eilten ihm zu Hilfe, Erich kniete bei ihm nieder und nahm sein Haupt, dessen Augen geschlossen waren, in den Schooß, während der Arzt seine Wunden untersuchte.

Die Kugel war dem Greis in die Brust gedrungen und hatte edle Organe zerrissen.

„Er hat nur noch wenige Minuten zu leben,“ lautete der kurze, aber traurige Bericht des Arztes. Erich blickte in stummer Verzweiflung vor sich nieder, während Eberhardt mit Thränen in den Augen die Hände faltete. Haselmann stand einige Schritte von der Gruppe entfernt und hatte die Augen fest und mit dem Ausdruck des Hasses auf den Grafen gerichtet, der sich eine Cigarette gedreht und in Brand gesetzt hatte.

„Ich kann mich wohl jetzt entfernen,“ sagte er spöttisch, indem er den Hut lüftete, „meine Angelegenheit ist ja, wie ich sehe, erledigt.“

„Noch nicht ganz, Herr Graf,“ kam es hart und schneidend aus dem Munde Haselmanns, „Sie haben hier noch eine alte Rechnung zu begleichen, ein Vermächtniß Ihres Vaters, für dessen Ehrlosigkeit Sie jetzt Genußthuung geben sollen.“

„Sind Sie wahnsinnig, Herr?“ stieß der Graf mit heiserer Stimme hervor.

„Ich bin es nicht, aber daß ich es einst nicht geworden bin, das ist ein Zeichen, daß Gott mich zu seinem Werkzeuge aus-



Marie Barkany. (Mit Text auf Seite 96.)

erwählt hat, um die Schmach, die Ihr Vater auf meinen ehrlichen Namen und auf das ganze Geschlecht derer v. Ristow gehäuft, zu rächen.“

„Ueberlasse mir die Rache,“ jagte Grid, der sich von dem leblosen Körper des Freiherrn erhoben hatte und dem Sprechenden nahe getreten war, „es gilt, die Ehre meines Heims und zweiten Vaters rein zu waschen und dieses Recht darf mir Niemand streitig machen. Sieh Du dem Herrn Grafen die Erklärung, um welche Schändlichkeit seines Vaters es sich handelt und dann wird er als Sohn gewiß nicht zögern können, meine Forderung zum Pistolenbueß, die ich hiermit ausspreche, anzunehmen.“

„Eine Erklärung ist unnötig,“ antwortete der Graf stolz, „sie kann nach dem Kugelwechsel erfolgen, jetzt lassen Sie uns nicht länger schwatzen, sondern an's Werk gehen.“

In fliegender Eile wurden die nöthigen Vorbereitungen getroffen, die Pistolen auf's Neue geladen, und schon nach wenigen Minuten blitzten wiederum zwei Schüsse auf.

Der Graf wankte, ein Blutstrahl schoß aus seinem Halse, dann griffen seine Arme in die Luft, die Füße verloren ihren Halt, er brach zusammen.

„Die Erklärung,“ röchelte er.

„Kann sein Leben erhalten werden?“ fragte Haselmann den Arzt.

Dieser verneinte.

„Dann muß ich ihm wohl die Mittheilung machen, die er mit Recht zu verlangen hat.“

Es war eine eigenthümliche Gruppe, ein Bild für den Pinsel eines großen Malers geschaffen, welches die Sonne, die nun siegreich durch die Wolken brach, mit ihrer goldigen Fluth überfrachtete.

Zwischen den Tannen lag der Leichnam des Freiherrn, dessen Antlitz dem eines sanft Schlummernden glich. Wenige Schritte von demselben rang ein anderer Mensch mit dem Tode, man hatte ihm ein Wagenpolster unter das Haupt geschoben und der an seiner Seite knieende Arzt war unaufhörlich bemüht, das hervorquellende Blut zu stillen. Zu den Füßen des Sterbenden standen Haselmann, Grid und Eberhardt, und der alte Inspektor erzählte in schlichter, ergreifender Weise Folgendes:

„Es war vor langen, langen Jahren, ich stand noch nicht im Dienste des verstorbenen Baron von Ristow, sondern bewirthschafete mein eigenes Gut, als mich das Unglück mit Keulenschlägen traf. Mispernten erschütterten meine Vermögensverhältnisse und trieben mich zum Bankrott. Um meinen ehrlichen Namen zu retten, gab ich das Letzte hin, was ich besaß, und doch hätte ich noch hundertmal ärmer sein mögen, wenn mir der Himmel mein Weib, die treue Gefährtin auf meinem Lebenswege, gelassen hätte. Doch es sollte nicht sein, eine schmerzliche Krankheit warf sie auf das Lager hernieder, von dem sie nicht wieder aufstand.“

Mein einziger Trost war meine Tochter, ein liebreizendes Mädchen, welches von Allen geliebt wurde. Sie war aber nicht allein schön und gut, die Natur hatte ihr noch eine werthvolle Gabe verliehen, um welche man sie beneidete — sie war im Besitze einer prachtvollen Stimme.

Ich hatte nach dem Tode meiner Frau mich nach der Stelle eines Inspektors umgesehen und diese auch bei dem seligen Herrn Baron von Ristow gefunden. Bevor ich jedoch nach Falkenau übersiedelte, trennte ich mich von meiner Tochter, ich gab ihrem Drängen nach und ließ sie in der Gesangs-Kunst ausbilden, schon nach einem Jahre betrat sie die Bühne dieser Stadt, sie gefiel und wurde engagirt.“

Die Erinnerung übermaunte den Alten, er bedeckte die Augen mit der Hand. Dann fuhr er gefaßter fort:

„Meine Tochter wurde umschwärmt, ungeschmeichelt, aber Niemand konnte sich nur des kleinsten Zeichens ihrer Gunst rühmen — bis auf Einen, und dieser Eine war mein Herr, Baron von Ristow. Er war ein Ehrenmann in allen Stücken, so auch in diesem, er meinte es ehrlich mit meiner Tochter, er machte sie trotz des Einspruches seiner Familie zu seiner Frau. Nur ungenügend erfüllte er meine Bitte, welche dahin ging, mich ruhig auf dem Gute als Inspektor zu lassen und so weit als möglich Stillschweigen darüber zu bewahren, daß seine Gattin meine Tochter sei. Einige Monate vergingen in Glück und Freude. Da machte sich ein Schurke die arglose Vertrauensseligkeit des Barons zu Nutze, mit welchen Zauberkünsten er seine Zwecke erreicht hat, ich weiß es nicht, aber ich, der eigene Vater, mußte die Beweise in die Hände bekommen, daß meine Tochter monatelang ihrem Gatten die Treue gebrochen hatte. Da erfaßte mich ein entsetzlicher Haß gegen das Geschöpf, das ich bisher über Alles geliebt hatte, noch an demselben Abend, an dem ich den deutlichen Beweis ihrer Verworfenheit erhielt, ritt ich in die Stadt hinein zu dem Baron und unter tausend Thränen theilte ich ihm den Verrath meines Kindes mit.“

Der Gute wollte sie schonen, denn sie hatte vor wenigen Monaten einen Sohn geboren, aber ich bestand darauf, daß sie noch in derselben Nacht mit dem Kinde, welches nicht mit Recht in das Haus gehörte, fort mußte.“

Der Greis sank schluchzend in die Kniee; Grid aber führte Eberhardt ihm zu und sagte: „Uarmme Deinen Großvater — er hat viel gelitten, weil er nach Pflicht und Recht gehandelt hat.“

Jahre sind seit diesen Ereignissen vergangen. Auf Gut Falkenau leben Grid und Eberhardt mit ihren Frauen in glückseliger Eintracht. Sie vermeiden es, von den früheren Vorfällen zu sprechen, sie sind Beide eifrig bemüht, die Millionen-Erbchaft segensreich für sich, für ihre Nachkommen, für das ganze Land anzulegen. Melanie und Emilie sind Schwestern in des Wortes schönster Bedeutung, hier herrscht kein Standesunterschied, hier feiert die Freundschaft ihren herrlichsten Sieg. Haselmann, der bravste aller Menschen, wird von Allen auf Händen getragen — er hat ein glückliches Alter nach dunkler, sorgenschwerer Zeit. Der Notar ist vor Kurzem im Irrenhause gestorben, seine Tochter, die schöne Eugenie, hat sich wenig um ihn gekümmert, sondern den Assessor geheirathet, der das bedeutende Vermögen Taubert's durch noble Passionen an den Mann zu bringen suchte. Der Tanteleib ist zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt und wird schwerlich jemals wieder das Wirthshaus zur „raffelnden Kanone“ mit seinem Besuche beehren. Vergeben ist der Zwiepakt zwischen den Millionen-Erben und im ganzen Lande giebt es nicht zwei bessere Männer, als Grid und Eberhardt.“

Aus der amerik. Gesellschaft.

Transatlantische Skizzen v. Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

3. Der gute Ton.

In der nordamerikanischen Republik ist der „gute Ton“ in mehr als einer Hinsicht ein wesentlich anderer, als in Europa. Zuerst giebt es dort kein Hofleben, keine Hoffeste mit peinlich vorge-

schriebenem Ceremoniell, wie in den meisten europäischen Staaten. Im Hause des Präsidenten, des ersten Beamten des Landes, geht es nicht anders her, als in dem irgend eines gut situirten Privatmannes. Er empfängt seine Freunde und Bekannte in zwangloser Weise und schüttelt ihnen gemüthlich die biedere Rechte wie vordem, als des Volkes Willen ihn noch nicht nach dem Kapitol in Washington berufen hatte. Er fährt und geht spazieren, ohne daß besondere Vorkehrungen getroffen werden, und benutzt auf Reisen die gewöhnlichen Eisenbahnzüge, wie die anderen Bürger des Landes.

Früher, zur Zeit George Washington's, des ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten, war das freilich anders. Damals herrschte am Sitze der Bundesregierung dasselbe strenge Ceremoniell, das noch heute am Hofe von St. James üblich ist. Das Oberhaupt der Republik fuhr nie anders, als in einer prächtigen, mit sechs Schimmeln bespannten Karosse, mit Vorreiter und gepudertem Kutscher und Bedienten, zum Kapitol. Gab Washington eine Gesellschaft, so erschien er stets in weißseidenen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen, weißer Atlasweste, den Degen an der Seite und den Hut in der weißbehaudschuhten Hand.

Washington machte jedem Eingeladenen eine formelle Verbeugung, ohne die Hand zum Gruß zu bieten, und ging dann, nach Art der europäischen Monarchen, die Reihen entlang, hier und da ein paar höfliche Worte plaudernd.

Später, unter Thomas Jefferson, dem ersten demokratischen Präsidenten, schlug diese übermäßige Steifheit in das Gegentheil, in absolute Formlosigkeit um. Als Thomas Jefferson sich zu seiner Inauguration in den Kongreß begab, ritt er auf seinem Schimmel einher und hand, am Ziele angelangt, die Rosinante höchst eigenhändig an einen Zaun. Von seidenen Strümpfen, Glacehandschuhen und ceremoniellen Verbeugungen war nicht mehr die Rede.

Das ist lange Jahre so geblieben, bis erst neuerdings ein jäher, vollständiger Umschwung eintrat.

Unter der Präsidentschaft Lincoln's ging es zwar sehr lebhaft in Washington zu, aber das, was man heute in Washington gesellschaftliches Leben nennt, war nicht gerade die Leidenschaft des biederen, braven Abraham. Unter dem sparsamen Junggesellen Mr. Johnson behielt das Leben in Washington sein ernstes Gepräge.

Grant liebte zwar Glanz und Vergnügungen, aber ihm fehlten feinerer Schlich und Geschmack. Er hatte beständig eine Kohorte von wüsten Gesellen um sich; denen aber lag nur daran, in aller Eile ihre Taschen zu füllen.

Herr Hayes war ein knauseriger Philister, der unter dem Pantoffel seiner, den Temperenzlern geneigten, frömmelnden Gattin stand, die alle spirituellen Getränke, auch Wein und Bier, von ihrer puritanischen Tafel streng verbannte.

Garfield, dem das Glück des Regierens ja nur für kurze Zeit beschieden, war von Hause aus ein zu ernster, einfacher Mann, als daß er an dem gesellschaftlichen Treiben Gefallen gefunden hätte.

Erst Herr Arthur, der elegante, dem Luxus und der gesellschaftlichen Unterhaltung ergebene Wittwer, war es, der den gesellschaftlichen Firtelanz in Washington zu einer neuen, glänzenden Auferstehung brachte.

Eine solche Fülle von Festlichkeiten, Dinners, Parties, Rezeptions, Bälle etc. war in dem „weißen Hause“ noch nie gesehen.

(Schluß folgt.)

Tante Treu.

Erzählung von Paul Heinrich Bruder.

(Nachdruck verboten.)

Liebe, gute Tante Treu, gedenke ich Dein, dann ist es mir, als stiege vor meinem geistigen Auge ein Engel der Versöhnung empor, dann höre ich ihn mit Deiner Stimme sprechen: „Verzage nicht in diesem an Enttäuschungen so reichen Leben, verzweifle nicht daran, einen ehrlichen, aufrichtigen Freund zu finden, der mit Dir Freud und Leid theilt. Unter tausend Menschen, die Deinen Lebensweg kreuzen ist vielleicht Einer, der Deiner Beachtung würdig ist; unsere prosaische Zeit ist nicht ganz so arm an Beispielen hochherziger Nächstenliebe, blick nur um Dich, prüfe nur sorgsam und Du wirst manches edle Herz entdecken, ach, und nur Wenige geben sich die Mühe, Umschau zu halten, die Meisten bücken sich nach dem glänzenden Kiesel und lassen den Edelstein am Wege liegen, weil ihm vorläufig noch der Schimmer fehlt, der jenen werthlosen Stein Dir in die Augen fallen läßt.“ Ja, Tante Treu, so würdest Du sprechen, wenn Du es noch vermöchtest, mit diesen liebevollen Worten würdest Du Hoffnung und Zufriedenheit in unsere Herzen gießen, wenn es Dir noch vergönnt wäre, in unserer Mitte zu weilen. Doch dies kann nicht sein. — Vor wenigen Tagen hat man Dich hinausgeführt zur letzten Ruhestätte, schmerzbewegt folgten wir Deinem Sarge, spendeten Dir drei Hände voll Erde und dann schloß sich das Grab über Dir, und wir hatten nichts mehr von Dir, als die treue Erinnerung. Bald wird sich auf Deinem Hügel ein Marmorstein erheben, der dem Fremden verkündet, wer hier anruht vom Kampfe des Lebens, o, daß die todtten Buchstaben mehr als den bloßen Namen berichten könnten, daß sie erzählen könnten von Deinem edlen Herzen, von dem leuchtenden Beispiel der Liebe und Entsaugung, welches Dein ganzes Leben war. Nein, Tante Treu, Du sollst nicht vergessen sein, wieder aufleben sollst Du durch mich, den Sohn des Mannes, der Dir Alles war und der Dich doch so elend, so namenlos elend gemacht hat. Und wenn gute Menschen Deine Geschichte lesen, dann werden sie Dein Andenken segnen und Du wirst nicht vergessen sein! — — — — —

Es sind lange, lange Jahre darüber vergangen, seit an einem bitterkalten Dezembertage ein ziemlich junger, gut gekleideter Mann vor einem größeren Putzgeschäft der Stadt B. unruhig auf- und niederging. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf seine Uhr und je näher der Zeiger der siebenten Stunde rückte, desto schauer blickte der Wartende um sich, desto blaffer wurde sein nicht unschönes Gesicht. Endlich verkündete die Glocke vom Rathhausthurm die siebente Stunde und mit ihrem letzten Schlage wurde es in der Straße, in welcher Kaufladen an Kaufladen lag, noch lebendiger, als vorher. Einer Schaar bunter Schmetterlinge vergleichbar schwärmten die in den Geschäften angestellten Verkäuferinnen, meist junge, dem Kleinbürgerstande angehörige Mädchen, aus den hellerleuchteten Läden, in denen sie thätig gewesen waren, heraus und mit schnellen Schritten über die Straße; beeilte sich doch Jede, nach Hause zum warmen Ofen zu kommen und den Abend mit den Thrigen zu verleben.

„Bist Du endlich doch gekommen, Hermann?“ sagte eine klangvolle Stimme neben dem jungen Manne. Dieser zuckte leicht zusammen, als habe ihn irgend etwas erschreckt, dann aber bot er der jungen Dame,

welche ihn angeredet hatte, den Arm und führte sie schweigend bis zur Ecke der Hauptstraße, wo das Paar in eine spärlich erleuchtete, nur von einigen Passanten belebte Gasse einbog.

„Ich sollte Dir eigentlich zürnen, Hermann,“ begann das Mädchen hier wiederum das Gespräch, „fast acht Tage hast Du Dich nicht sehen lassen und mir nicht einmal durch einen Brief Dein Fernbleiben erklärt. Mußte ich nicht denken, Du bist krank? Aber nun habe ich Dich ja wieder, nun bist Du ja wieder bei mir und nun ist Alles gut.“

Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust des jungen Mannes, er blickte seine Begleiterin schein von der Seite an, öffnete den Mund, um zu sprechen, biß sich aber in demselben Augenblick auf die Lippen und schwieg.

Bekümmert und mit dem Ausdruck ängstlicher Besorgniß beobachtete das Mädchen die Mienen des Mannes, dem ihr ganzes Herz gehörte, sie glaubte jeden Zug seines Gesichtes zu kennen, darum bebte sie zurück, als sie heut etwas Fremdes, Ungewohntes in demselben wahrnahm. Schweigend schritt das Paar eine Zeit lang durch die schneebedeckten Straßen. Endlich blieb es vor einem großen Hause stehen, in dessen vierter Etage zwei Fenster durch das Licht einer Lampe erhellt wurden.

„Wie wird die Mutter sich freuen, Dich wieder zu sehen, Hermann. Du weißt, daß die Gute mit zärtlicher Liebe an Dir hängt, so sehr sie auch Anfangs aus Verunmuthgründen gegen unsere heimliche Verlobung war. Nun, ihr Lebensabend soll freundlich und sorgenlos sich gestalten, wenn wir erst die Einwilligung Deines Vaters haben und uns ein eigenes Heim gründen!“

Hermann trat einen Schritt zurück, wehmüthig schaute er das engelgleiche, von treuer Liebe für ihn erfüllte Geschöpf an.

„Dies wird nie geschehen,“ sagte er dumpf, wir müssen unsern schönen Hoffnungen entsagen, Marie, ich habe nichts mehr von Dir zu erbitten, als — Vergebung.“

Er mußte das wankende Mädchen in seinen Armen auffangen, sonst wäre es auf das Pflaster des Hausthores hingefunken.

„Fasse Dich, Marie,“ bat Hermann, „wir können nicht gegen die Gewalt der Verhältnisse ankämpfen. Mein Vater hat von unserer Liebe Kenntniß erhalten und mir ruhig, aber entschieden die Wahl gestellt, entweder die Tochter eines reichen Geschäftsfreundes zu heirathen oder als Bettler in die Welt zu gehen. Bedenke, Marie, ich würde Dich nur unglücklich machen, wenn ich Dich das finstere Loos der Armuth theilen lassen wollte.“

„Wir sind nicht arm, so lange uns unsere Liebe bleibt; raubst Du mir diese aber, Hermann, dann giebt es kein elenderes, barmherzigenwertheres Geschöpf auf der Welt, als mich.“

Der Sohn des Bankiers bedeckte das Gesicht mit den Händen, er fand keine Antwort auf Marien's Klage. „Du vergißt, daß ich Pflichten gegen meinen Vater habe,“ sagte er endlich halblaut, „meine Weigerung könnte den Tod des alten Mannes herbeiführen.“

„Pflichten!“ rief Marie heftig, während eine Purpurrothe ihre Wangen bedeckte, „ich will Dich Deinen Pflichten nicht abwendig machen, ich will Dich auch nicht an heiligere Pflichten erinnern, die Du übernommen — ich gebe Dich frei.“

„Marie! — Du verachtest mich?“

„Geh' Deinen Weg, der mit Goldstücken bedeckt ist; die Dornen hast Du gefürchtet, sie

könnten Dir ja die Füße blutig reißen. Heirathe die Andere und werde glücklich, vergiß mich, laß mich gestorben sein für Dich, denn das schwöre ich Dir hier, und der Allmächtige, der meinen Schwur hört, möge mich strafen, wenn ich ihm je untreu werde: Nie sollen sich unsere Lebenswege kreuzen, Du dort — ich hier, Du glücklich — ich elend. Wir werden uns nie mehr wiedersehen.“

Bevor Hermann ein Wort hervorbringen konnte, war Marie verschwunden; langsam entfernte sich der junge Mann und kehrte in das palastartige Haus seines Vaters zurück. „Werde ich es einst bereuen, dieses edle Herz geküßt zu haben?“ fragte er sich selbst; aber vergeblich bemühte er sich, eine beruhigende Antwort auf diese Frage zu finden, er wußte zu gut, daß er zum ersten Male in seinem Leben eine unehrenhafte Handlung begangen hatte.

In der vierten Etage jener Miethskaserne, vor deren Thür das entscheidende Gespräch stattgefunden, kämpfte ein junges Gemüth gegen die Verzweiflung an, die sich seiner bemächtigen wollte. Eine fürchterliche Nacht dauerte dieser Kampf, als aber die goldene Morgensterne ihre ersten Strahlen in die kleinen Fenster sandte, da hatte Marien's guter Engel gesiegt und das junge Mädchen fühlte die erlösenden Thränen aus dem gepreßten Herzen aufsteigen und muthig flüsterte es: „Ich kann ihn nicht hassen, doch auch nicht vergessen. Gestern noch hat mein Leben ihm gehört, jetzt gehört es der Erinnerung an ihn und seine Liebe!“ — — — — —

Seit jenem Abend sind fünfundzwanzig Jahre vergangen. In seinem Privatbureau, daß sich in der Belle-Etage des palastartigen Hauses befindet, sitzt der Chef und alleiniger Inhaber der Firma „J. C. Hattendorf Söhne“ an einem eleganten Schreibtisch über große, dickleibige Bücher gebeugt. Ein großer, dunkler, graumelirter Vollbart beschattet das Gesicht des Bankiers, in welchem wir den Geliebten der armen Putzmacherin kaum wieder erkennen. Die Zeit ist nicht spurlos an ihm vorüber gegangen. Manche sorgenvolle Stunde hat ihm die stetig wachsende Ausdehnung seines Geschäftes bereitet, es hat nicht in seiner Macht gelegen, dieselbe einzuschränken, die Gründerjahre, die selbst den Kaltblütigsten mit fortgerissen, hatten auch ihn in den Strudel kühner Unternehmungen gezogen, aus welchem er sich schließlich nicht ohne Verlust hatte retten können. Seit dieser Zeit hatte manch geheimer Kummer den Schlaf seiner Nächte geraubt, ernstliche Stockungen waren bei den ihm zu Zahlungen verpflichteten Handelshäusern eingetreten, noch hatte die Firma Hattendorf Söhne ihre Verpflichtungen stets prompt und richtig erfüllt, aber mit Entsetzen sah Hermann sich am Ziel seines Könnens, er sah den Ruin vor sich und schon morgen mußte die Katastrophe eintreten.

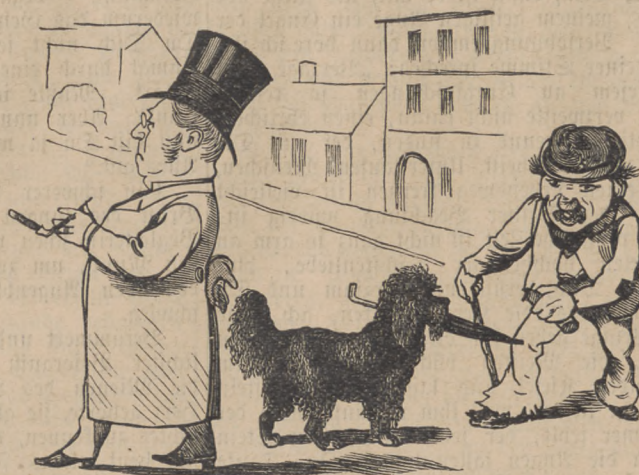
Mehrere Wechsel im Gesamtwerthe von 60 000 Mk. waren fällig, ohne daß momentan Deckung vorhanden war. Acht Tage später hätte er leicht diese Summe zahlen können, da er dann bedeutende Einkünfte zu erwarten hatte, aber für den Augenblick stand er machtlos da, alle Hilfsquellen waren schon durch frühere Verpflichtungen erschöpft, der Kredit hatte fast gänzlich aufgehört, da einige der ersten Häuser fallirt hatten — Hermann mochte hin und her denken, er mochte rechnen und sein Hien nach einem Ausweg zermartern, es war vergeblich, der Bankerott schien unvermeidlich.

Es war spät in der Nacht, als er die Bücher verschloß und nach seiner Privat-

Der schlaue Dieb.



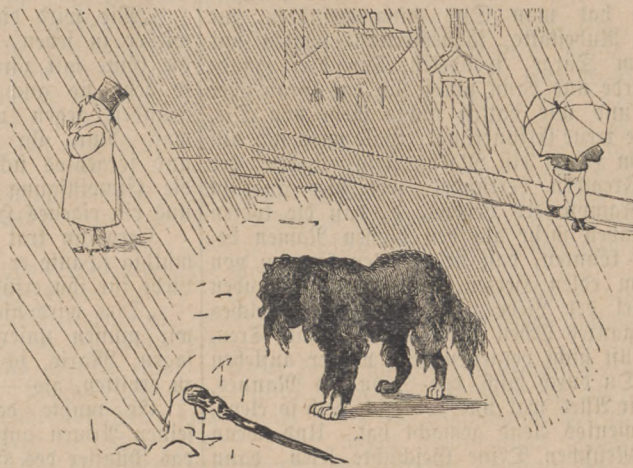
Bei der großen Sommerhitze
Ist man gern nicht sehr beladen,
Daher muß der Budel „Fritz“
Seinem Herrn den Schirm nachtragen.



Dieses sieht ein schlauer Kunde,
Der den Schirm gern möcht' besitzen,
Und die Wurst, die fette, runde,
Präsentirt er unserm „Fritzen“.



Budel „Fritz“ der merkt den Braten,
Nimmt die Wurst mit Freuden an.
Gelt! Der Kerl hat's errathen,
Eignet sich den Schirm fest an.



Kaum hat „Fritz“ die Wurst verzehret,
Kommt herab ein Regenguß,
Und des Herren Pfeifen störet
Unsern „Fritz“ im Hochgenuß.



Schnell schnappt „Fritz“ nun nach dem Stöcke,
Läuft zum Herrn im schnellen Lauf,
Der bereits in nassem Koche
Gern den Schirm fest spannte auf.



Doch der Herr merkt bald die Sachen,
Zahlt dem Budel weidlich aus —
Und der schlaue Dieb thut lachen,
Springt davon in schnellem Lauf.



Die Große Salzseestadt. (Mit Text auf Seite 56)

wohnung hinauffstieg. Er durchschritt eine Reihe elegant eingerichteter Zimmer und öffnete endlich geräuschlos eine Thür, die zu seinem Schlafgemache führte. Er hatte seine Gattin, die er schlafend wählte, nicht stören wollen, aber wie erstaunte er, als er dieselbe völlig angekleidet auf einem Divan sitzend gewahrte.

"Du bist noch nicht zu Bett, Elise?" fragte er, während jedoch sein Blick den ihrigen vermied.

"Ich habe Dich erwartet, Hermann," antwortete die Frau des Bankiers, eine trotz ihrer Jahre noch zielliche und angenehme Erscheinung, "ich muß mit Dir sprechen und fand am Tage vor den Kindern keine Gelegenheit." Mit diesen Worten erhob sie sich, trat auf ihren Mann zu, legte ihren Arm um seine Schulter und fuhr mit sanfter Stimme fort: "Warum bist Du nicht aufrichtig zu mir, Hermann, warum verbirgst Du mir Deinen Kummer, mir, deren heiliges Recht es ist, Freud und Leid mit Dir zu theilen? Ich weiß es wohl, es ist wieder so weit, wie vor einem Jahre, als Du meinen Schmuck verkaufen mußtest, um Dich vor dem Schlimmsten zu bewahren."

"Armes Weib!" das war Alles, was Hermann in diesem Augenblick zu sagen vermochte.

"Arm? Ich bin es nicht, so lange ich Deine Liebe besitze."

Wie von einem Schlage getroffen wich der Bankier vor diesem letzten Ausspruch seiner Frau zurück, ihm war es, als habe er die nämlichen Worte schon einmal in seinem Leben gehört und es dauerte auch nicht lange, da wußte er, wo er sie vernommen, wann und aus welcher Munde. War es ein Zeichen der waltenden Nemesis, daß in dem Augenblick, in welchem er seiner Gattin sein namenloses Unglück offenbaren wollte, jene Worte über ihre Lippen kamen, die das arme Mädchen, dem er das Herz gebrochen, in der Abschiedsstunde ihm zugerufen? Seine Kräfte verließen ihn, die Hände vor das Gesicht schlagend brach er in einem Sessel zusammen und hörte nicht einmal die liebevollen Worte, mit denen seine Frau ihm Trost und Muth zusprach. Plötzlich ergriff er ihre Hand, zog sein Weib auf seinen Schooß nieder und begann ihr in kurzen Umrissen die Geschichte seiner ersten Liebe zu erzählen.

Die Nacht schwand, der Morgen dämmerte herauf — jetzt erst suchten die Gatten ihr Lager auf, um einige Stunden erquickenden Schlafes zu genießen. Dunkel lag die Zukunft vor ihnen, aber die Verzweiflung war einer stillen, stummen Resignation gewichen, und fast beglückt hatte sie das Bewußtsein, daß sie Vertrauen gegen Vertrauen gegeben und genommen hatten.

Zu einer der Hauptstraßen der Stadt befindet sich das nicht große, aber von der besten Kundschaft frequentirte Putzgeschäft von Marie Bürger. Zu dem kleinen Laden stehen einige junge Mädchen und ordnen die Kartons, die auf hohen Regalen aufgestellt sind, von Zeit zu Zeit blicken sie durch die Glasscheiben einer Thür in das Hinterzimmer, in welchem eine nicht mehr junge, aber immer noch interessant aussehende Dame auf und nieder geht. Es ist dies die Besitzerin des Geschäftes. Ein einfaches, schwarzes Kleid umschließt ihre schlanke Gestalt, welche sich die mädchenhaften Formen bewahrt hat, eine stille Zufriedenheit liegt auf den reinen, edlen Zügen, wie die ganze Erscheinung eine würdevolle Ruhe verräth. Nichts mehr erinnert an jenes leidenschaftlich liebende Mädchen, der schwere Kampf, den dieses Herz mit sich ausgekämpft,

hat es geläutert, und die Wunde, die einst unheilbar schien, hat die wohlthätige Zeit vernarben lassen. Marie hat muthig den Kampf mit dem Leben aufgenommen, sie hatte es verstanden, daß durch den Tod ihrer Mutter erbte, sehr kleine Vermögen durch ihre kunstfertigen Hände zu vermehren, und war sie auch nicht reich, so besaß sie doch ein Kapital, von dessen Zinsen sie zur Noth leben konnte, wenn vielleicht Krankheit sie gezwungen hätte, ihr Geschäft aufzugeben.

"Ist Fräulein Bürger anwesend?" fragte eine männliche Stimme im Laden und bald darauf trat ein mit übertriebener Eleganz gekleideter Herr, das Prototyp eines Stadtreisenden, zu Marie in das Zimmer.

"Ich brauche heut nichts, Herr Kadebusch," sagte die Inhaberin des Putzgeschäftes, als sie seiner kaum ansichtig war.

"Habe auch nicht die Absicht, verehrtes Fräulein," schnatterte der Handelsbesessene, "Ihnen heut Muster vorzulegen, wollte mir nur erlauben, mich nach Ihrem werthen Befinden zu erkundigen."

"Zu göttig, Herr Kadebusch."

"Bitte, bitte, Pflicht und Schuldigkeit. Lieber Gott, in dieser schweren Zeit kann von heute zu morgen irgend etwas Schreckliches sich ereignen. Heute roth, morgen todt. Und wie schön sagt der Dichter: "Doch mit des Geschickes Mächten — Ist kein ew'ger Bund zu flechten, — Und das Unglück schreitet schnell!" Schnell, schnell, ja sehr schnell, liebes Fräulein, blitzschnell, sogar mit elektrischer Geschwindigkeit! Wer hätte zum Beispiel gestern gedacht, daß "S. C. Hattendorf Söhne", diese solide Firma, der ich den unumschränkten Kredit gewährt haben würde, heut ihre Wechsel nicht eingelöst hat, eine Bagatelle von 50 000 bis 60 000 Mk., was ich Ihnen übrigens unter strengster Diskretion und Verschwiegenheit mittheile. Aber um Gotteswillen, was ist Ihnen denn, verehrtes Fräulein? Sie sind ja leichenblau, sollten sie etwa bei Hattendorf Söhne ein Deposikum haben?"

"Mir ist nichts, nichts, lassen Sie, ich bitte Sie, mich jetzt allein, ich fühle mich unwohl."

"Unwohl, ich bitte tausendmal um Entschuldigung. Darf ich Ihnen vielleicht ein wenig Salmiak anbieten oder doppeltkohlen-saures Natron? Nicht — so, also nicht, dann wünsche ich baldige Besserung; wenn Sie gesund gewesen wären, hätte ich mir erlaubt, Ihnen die neuesten Muster in cols-militaires vorzulegen, aber ich bin nicht aufdringlich." Und der gefällige Stadtreisende tänzelte zur Thür hinaus.

Marie blickte stumm vor sich hin, jeder Blutstropfen schien aus ihrem Antlitz gewichen. Endlich traten zwei große Thränen in ihre Augen und liefen über die bleichen Wangen herab. Mit diesen Thränen hatte sie auch ihre Sprache wieder erlangt.

"Er ist also doch nicht glücklich," flüsterte sie, "es war doch nicht zu seinem Besten, daß er mich verlässt, um das reiche Mädchen heimzuführen; er ist elend und ich betraure ein verlorenes Leben. Hätte er mir seinen Schwur gehalten, er stünde vielleicht jetzt nicht da, wo er steht — am Abgrund. Welch ein Unglück für ihn und die Seinen. Gibt es denn keine Rettung für sie?"

Voll innerer Unruhe ging sie in ihrem Zimmer auf und nieder, plötzlich blieb sie gedankenvoll stehen, ihre Wangen rötheten sich und eine unendliche Herzensgüte lag in ihrem Blick. "Sagte der Reisende nicht, es handele sich nur um eine Bagatelle, 50 000 bis 60 000 Mk.? — Eine Bagatelle? — Für den großen Bankier, gewiß — für mich bedeutet es mein ganzes Vermögen, das mir in meinen alten Tagen, die ja nun nicht mehr fern sind,

eine Stütze sein sollte. Doch gleichviel, es liegt in meiner Macht, ihn zu retten, darf ich zögern? — aber mein Schwur? — Nie sollten sich unsere Lebenswege kreuzen, nein, nein, ich kann nicht, ich kann nicht — aber was soll aus seinen Kindern werden? — Seine Kinder, wie ich sie liebe, obwohl ich sie nur von fern sehen kann. Der Kinder wegen wird Gott es mir verzeihen, daß ich meinen Schwur breche. Solche Sünde segnet der Allmächtige."

Und sie warf sich einen Mantel um, eilte hinaus und fuhr zu ihrem Bankier. Eine Stunde später betrat sie mit klopfendem Herzen das Haus, in welches sie als Herrin einzuziehen gehofft hatte. Als wolle sie ein Verbrechen begehen, schlüpfte sie über die Treppen und fragte mit bebender Stimme nach der "gnädigen Frau".

Wenige Augenblicke später standen sich die ehemaligen Rivalinnen gegenüber.

"Mit wem habe ich die Ehre?" fragte Elise Hattendorf, während sie die Spuren frischer Thränen zu tilgen suchte.

Marie vermochte nicht darauf zu antworten; der Anblick der leidenden Frau regte ihr Inneres gewaltig auf. Das also war diejenige, welche ihr ein Glück geraubt, um das sie ihr Leben hingegeben haben würde.

"Nehmen Sie, nehmen Sie," stieß sie mühsam hervor und legte ein dickleibiges Kouvert auf den Tisch, "hier ist Rettung für Ihren Mann. Schnell, schnell, verlieren Sie keine Zeit, händigen Sie ihm diese Papiere ein, sagen Sie — eine Freundin — eine Unglückliche —"

Marie vermochte nicht auszusprechen, Thränen ersticken ihre Stimme, ihre Kräfte verließen sie und laut aufschluchzend sank sie in einen Sessel nieder.

Ein Schrei entrang sich Elises Brust.

"Allmächtiger Gott — Sie sind —"

Und im nächsten Augenblick lag die Frau des Bankiers zu den Füßen des unglücklichen Mädchens und bedeckte ihre Hände, ihr Gesicht mit unzähligen Küßen.

Lange hielten sich die beiden Frauen umschlungen, und was in dieser Viertelstunde zwischen den Beiden gesprochen wurde, das hat Niemand erfahren, und es ist auch gut, daß es so ist, denn es giebt Dinge, die zu heilig sind, um von Andern verstanden und gewürdigt zu werden.

Im Hause meiner Eltern lebte lange Jahre eine ältere Dame, welche nicht anders genannt wurde, als — Tante Treu. — Meine Eltern betrachteten sie als den guten Genius unseres Hauses, wir Kinder liebten sie abgöttisch und hingen mit wahrer Verehrung an ihren Lippen, deren Aussprüche uns Orakel waren. Zwischen ihr und meiner Mutter bestand eine innige Freundschaft und als ich einst meinen Vater darum befragte, warum Tante Treu, die doch in ihrer Jugend sehr schön gewesen sein müsse, nicht geheiratet habe, um den schönsten Beruf des Weibes als Mutter und Gattin zu erfüllen, antwortete er mir, indem er mich lange und schmerzlich anblickte: "Sie hat einst einen Mann geliebt, der ihres großen, opferfähigen Herzens nicht würdig war, aber edel wie in ihrer Liebe war sie auch in ihrer Entzagung, sie rettete den Mann, der sie verlassen, vom sicheren Ruin, sie gab ihm seinen Seelenfrieden wieder und dafür mußt Du ihr stets unendlich dankbar sein, mein Sohn, denn ich — ich war der Mann."

Stumm drückte ich meinem Vater die Hand und mein Herz war erfüllt von unsäglicher Liebe und Dankbarkeit für unsere gute, unvergeßliche Tante Treu.

Kuriose Leute.

Skizze von Hermann Höder.

(Nachdruck verboten.)

Bei den meisten Menschen gilt die Polizei als ein Inbegriff willkürlicher Gewalt; man hat nicht gern mit ihr zu thun, und schon die Uniform des Polizisten verursacht Vielen Mißbehagen. Ein pessimistischer Freund erklärte mir das folgendermaßen: „Wir haben Alle ein schlechtes Gewissen,“ sagte er, „und wenn wir bei jedem bewußten oder unbewachten Verstoß gegen die vielen Hundert Paragraphen des Strafgesetzbuchs abgefaßt würden, wer weiß, ob wir nicht schon in unliebbarer Weise die Bekanntschaft des uniformirten Dieners der Gerechtigkeit gemacht!“

Fast noch mehr, als vor der Polizei, scheut sich ein Theil der Menschheit vor der Öffentlichkeit, und ihre Dienerin, die Presse, ist sehr Vielen, und zwar nicht nur den Angehörigen der unteren Klasse, ein Uebel, das alles Böse in der Welt verschuldet. Ja, wenn man es nöthig hat, für sich selbst und seine Sache Propaganda zu machen, wenn es gilt, das eigene Verdienst herauszukehren und das fremde zu verdunkeln, dann wird das illegitime Kind des menschlichen Geistes und der öffentlichen Meinung umworben und umschmeichelt; man bestreut es, die Reklametrommel zu rühren und in die Lärmtrompete zu stoßen, bis das Trommelfell springt, die Trompete platzt. Dann allerdings, dann — ist die Zeitung nicht mehr tonangebend; sie ist es für viele Leute nie gewesen, wenn sie Trommel und Trompete verschmährt und nur das allgemeine Wohl erstrebt hat.

Gelingt es der Presse nur selten, die Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit zu befriedigen, so sind die Ansprüche an ihr Schweigen noch viel schwerer zu erfüllen. Es giebt keine Nachricht, die nicht irgend Einem unangenehm ist; daß diesem etwas Gutes passiert, ärgert Jenen, und ein Lob für Hinz ist eine tödtliche Kränkung für den übergangenen Kunz. Eine Zeitung, die Jedem zu Liebe schreiben wollte, beginge Selbstmord, denn sie dürfte absolut nichts schreiben. Und doch — wozu dient uns eine Zeitung? Es ist absolut ihre Pflicht, daß sie etwas Neues bringt.

Damit wäre allerdings gar vielen Leuten gedient, wie sich das bei mancherlei Gelegenheit erweist. Wo ein Reporter erscheint, da ist regelmäßig nichts vorgefallen; die Leute, welche Auskunft geben könnten, weichen ihm aus, und wenn er endlich an die richtige Schmiede kommt, dann ist aus dem Hauseinsturz ein alltägliches Vorkommniß, aus einem Todtschlag eine unschuldige Kumperei, aus einem Durchbrenner ein harmloser Tourist geworden, alles Fälle, für die es sich nicht lohnt, auch nur den Bleistift hervorzuziehen.

Bei großen Herren ist die Druckschwärze vielfach am allermeisten verpönt. Da möchte man gleich seinen Hut in die Hand nehmen und höflich um Entschuldigung bitten, daß Guttenberg die Buchdruckerkunst erfunden, ehe man sein ergebeneß Gesuch um Aufklärung über Dies und Jenes anbringt. Der Angefragte ist aber merkwürdiger Weise schlecht unterrichtet, er weiß ganz und gar nichts von der Sache, „dieselbe ist auch wirklich zu unbedeutend.“ Schließlich wird der Zeitungsmensch mit aller Liebenswürdigkeit hinauskomplimentirt, kaum, daß er noch Zeit findet, den Schreiber zu fragen — wo man Abends ein gutes Glas Bier trinkt.

Macht so der Eine es den Zeitungen recht schwer, die Wahrheit zu erfahren, so sucht der Andere die Blätter zu hindern, die Wahrheit

zu sagen. Welcher vielbeschäftigte Redakteur sieht nicht mit Schrecken den tagtäglich sich einstellenden Besuchern entgegen, die ihm den besten Theil seiner Zeit rauben? Die Meisten haben etwas angestellt und sind vom Gericht verdonnert worden. Manche genirt das kaum; aber daß die Bestrafung in der Zeitung steht, daß die Leute vor dem Betrüger, dem Dieb, dem Messerhelden gewarnt werden, das fährt dem Verurtheilten in die Krone, und es ist unglücklich, welche Komödien inscenirt werden, um den Redakteur von der Unschuld eines Mannes zu überzeugen, der nur das Pech gehabt, daß man ihn erwischte.

Ein bis an den Hals Zugeknöpfter mit lauerndem Blick und starkgebogener Nase tritt herein: „Ich komme heute vor die Strafkammer, werde aber ganz sicher freigesprochen.“

„Das wünsche ich Ihnen,“ erwidert der Redakteur.

„Für alle Fälle, man weiß ja, wie die Richter sind, möchte ich bestellen, daß es nicht ins Blatt kommt. Ich bin Abonnent.“

Trotzdem und ungeachtet dessen, daß der Mann erzählt, wie er nur Einem aus der Noth geholfen und aus purer Undankbarkeit verklagt sei, berichtet die nächste Nummer, daß der menschenfreundliche Herr wegen qualifizirten Diebstahls resp. unfonktionirter Kravattenfabrikation zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt sei.

Natürlich erregt die Veröffentlichung einer solchen Notiz den größten Unwillen der Betroffenen; noch schlimmer aber ist es, wenn einmal ein Fehler in der Gerichtsberichterstattung vorgekommen.

„Sie haben mir meine Ehre genommen und die will ich wieder haben,“ deklamirt ein vierchrötiger Strolch, indem er seinen Knotenstock gewaltig auf den Boden stößt, „meine Ehre will ich haben. Ich habe neulich vierzehn Tage wegen einer Lumperei gekriegt und da haben Sie ins Blatt gesetzt, ich sei schon acht Mal wegen Diebstahls vorbestraft. Das geht mir an meine Ehre.“

Der Redakteur ist einigermaßen erstaunt, aber der Mann kann ja Recht haben.

„Sie sind also noch nicht vorbestraft?“

„Nur fünf Mal wegen Diebstahl, die andern drei Mal ist „wegen was Anderem.““

„Nun aber raus!“ ruft der erboßte Journalist, der kaum weiß, wie er in dem kurzen Zeitreste noch sein Manuskript fertig machen soll, und vor dem schrillen Ton der elektrischen Klingel nimmt der Strolch Reißaus. Draußen aber, auf der Straße, da fuchelt er noch einige Male mit seinem Knotenstock in der Luft herum und schreit nach seiner Ehre, die er wieder haben will. Ich glaube, er läuft bis ans Ende seiner Tage ohne dieselbe herum.

Schwiegermütter.

Skizze von Karl Heinrich Hoffmann.

(Nachdruck verboten.)

Wie ein Schnitt durch das Herz ist es mir immer gewesen, wenn ich hörte, auf welche Weise über die Schwiegermütter geurtheilt wird, auch von den besten, den vorurtheilslosesten Menschen, von guten, braven Frauen, die selbst Mutter sind und zweifellos doch auch einmal Schwiegermütter werden.

„Ich will mich in all' Deine Wünsche fügen, Liebster!“ hörte ich noch vor Kurzem ein liebes, sanftes Kind zu seinem Verlobten sagen — und mit Todesangst in der Stimme setzte das zarte, blondhaarige Ding noch hinzu: „nur das Eine thue mir nicht an, führe Deine Mutter nicht an den neu ge-

gründeten Heerd! — Theuerster, Bester, denn ich fürchte mich so vor — Schwiegermütter.“

Ich sah den jungen, stattlichen Mann erbleichen, o, ich wußte wohl, wie tief ihn die Worte der Braut verwunden mußten, war er doch zu allen Zeiten der beste Sohn der besten Mutter gewesen, einer großherzigen, opferfreudigen Frau, die sich tausend Entbehrungen auferlegen mußte, nur um den Sohn, das einzige Wesen, an dem ihre Seele hing, nachdem der geliebte Mann von ihrer Seite gerissen, so zu erziehen, daß er einst auch eine Stellung in der Welt einnehmen konnte. Gehorsam, die treueste Kindesliebe in der Seele, dankte er ihr freilich auch für all' die Opfer, die sie ihrem Lieblinge brachte. O, und wie sehnte sich der Knabe, der Jüngling danach, der Mutter auch durch die That danken zu können! — wie wollte er ihren Lebensabend erhellen, sie hüten und schützen im eigenen Heim. Und nun — nun verlangte die Braut von ihm, er solle ihr die Mutter opfern! Sie verlangt es aus kindischem Vorurtheil, denn vor dieser Schwiegermutter hatte sie sich gewiß nicht zu fürchten, diese Schwiegermutter konnte nur Segen bringen in das Haus, dem das kleine, blonde Wesen bald die Herrin sein sollte.

Mit sanftem Wort suchte er denn auch ihr die Angst aus der Seele zu reden, aber trotzig schüttelte sie den Lockenkopf:

„Die Schwiegermutter trägt nur Unfrieden in die Ehe — sie liebt ja nur den Sohn und ist eifersüchtig auf die Frau, welche das Herz ihres Kindes genommen.“

Er sah traurig zu ihr nieder: „Sie wird nie eifersüchtig sein,“ erwiderte er dann, „wenn sich des Sohnes Frau bemüht, ihr auch eine Tochter zu werden, Liebchen, und kann das so schwer sein? Muß eine Frau, die ihren Gatten wirklich liebt, nicht auch die lieben, ehren und hochhalten, die ihr diesen Gatten geboren und erzogen? Kind, Kind, denke doch, wie schwer es einer Mutter wird, das Wesen, welches Leben ist von ihrem Leben und Seele ist von ihrer Seele bis hinein in die Tage des bewußten Seins zu führen? Was sie dann empfinden muß, wenn ihr, ist er endlich in der Lage, vergelten zu können, was sie ihm geopfert, wie sie sich um ihn bemüht — eine Fremde nimmt, was sie als ihr gutes Recht beanspruchen kann.“ Und eifriger noch setzte er hinzu: „ich denke mir auch, eine gute Schwiegertochter, eine hingebende, pflichtgetreue Gattin wird immer eine gute Schwiegermutter haben, denn was des Mannes Mutter will, ist ja nur, daß ihr Sohn glücklich wird. Sieh, Liebchen, ich würde mich keinen Augenblick weigern, Deine Mutter zu mir in's Haus zu nehmen, weiß ich doch im Voraus, wir würden uns vortrefflich zu einander stellen, denn was sie einzig nur wünscht, gewährte ich ihr gewiß: ich machte ihr Kind glücklich.“

Der blonde Kopf der kleinen Braut senkte sich beschämt, „so glaubst Du wirklich, daß — daß Schwiegertochter — Schwiegermutter allein nur die Schuld tragen, wenn — die Schwiegermütter nicht besser sind als ihr Ruf?“ flüsterte sie.

Er nickte lächelnd: „Gewiß.“

Sie befaß sich einen Augenblick, dann legte sie ihren Kopf an seine Schulter: „Derdinand, jetzt werde ich Deine Mutter selbst bitten, zu uns zu kommen, denn nun weiß ich ja, daß ich nichts zu fürchten habe!“ Und die süßen Kinderaugen voll zu ihm aufschlagend, sagte sie schelmisch: „ich will ihren Sohn ja glücklich machen, — so glücklich — daß — ihr Leben gar nicht mehr lang genug sein kann, um nur zu danken.“

Marie Barkany. Wir bringen unseren Lesern in unserer heutigen Nummer auf Seite 89 das Bild einer gefeierten Künstlerin, Marie Barkany, welche auf dem Gebiete der Tragödie sicher eine der hervorragendsten Erscheinungen ist. Bei einem ihrer Gastspiele im Jahre 1882 in St. Petersburg feierte sie als „Adrienne Lecouvreur“ einen großartigen Triumph über die berühmte französische Tragödin und Deutschhasserin Sarah Bernhardt, derart, daß diese die Rolle der „Adrienne“ von ihrem Repertoire strich und sofort Rußland mit den Worten verließ: „Tous les Russes sont sauvages, mais cette Allemande est une canaille.“ — Marie Barkany ist geborene Ungarin und begann ihre künstlerische Laufbahn mit 15 Jahren in Frankfurt a. M., wofolbst sie zuerst als „Adrienne Lecouvreur“ auftrat. Im Jahre 1880 kam sie zu einem Gastspiel an das Stadttheater nach Berlin, wofolbst sie als „Gräfin Kasperowska“ in dem gleichnamigen Stücke von Roderich Fels auftrat. Hier sah sie der Generalintendant der Kgl. Schauspiele, Excellenz von Hülsen, und schloß mit ihr ein festes Engagement für Berlin ab, wofolbst sie sich zur Zeit befindet.

Didaktisches Mittel. In der Schule zu G. sah ein kleiner siebenjähriger possidlicher Knabe, der sich aber vor der Ruthe recht sehr fürchtete, obwohl er ganz artig und fleißig war und deshalb noch nie vom Lehrer Strafe erhalten hatte. Zu Hause hatte man ihm im Scherz, um seine große Angst vor der Ruthe abzuschwächen, gesagt, daß er nur, sobald er ja einmal Strafe bekommen sollte, gleich dem Lehrer entgegengehen und ihm zur Veröhnung einen Kuß anbieten solle. Das hatte er sich auch gemerkt und zugleich vorgenommen, dieses Mittel zu geeigneter Zeit zu probiren. Da wird er eines Tages von seinen Mitschülern beim Lehrer angeklagt, irgend etwas Unrechtes begangen zu haben, und da er sich schuldig fühlt und vermuthet, nun Strafe erhalten zu müssen, springt er von seinem Platze auf und geht auf den Lehrer zu; ja er versucht sogar, an demselben hinauf zu klettern. Als dieser ihn barsch fragt, was das bedeuten solle, antwortet er ganz ungenirt: „Nun, ich wollte Dir einen Kuß geben, daß Du mich nicht hauen sollst.“

Altbakken. Ein Herr schickt seinen Diener mit einem Gewinnlose fort, damit jener den betreffenden Gegenstand sich aushändigen lasse. Sein Söhnchen kann nun vor Neugierde die Rückkunft des Dieners nicht erwarten, und als er ihn die Straße heraufkommen sieht, läuft er ihm flugs entgegen und fragt hastig: „Nun, Friedrich, was hat denn Papa gewonnen?“ „Einen Alpaccaschirm.“ Darauf kommt das kleine Männchen betrübt zurück und spricht: „Ach, Papa, es ist weiter garnichts, bloß ein altbackener Schirm!“

Grob genug. Gast: „Sie, Frau Birthin, bringen's a Seidel Wein.“ Birthin: „Do müssen's schon a Bissel warten, wegen Jhra Seidel kam i halt eben nit in'n Keller geh'n.“ Gast: „Na erlauben's, wenn's dos zwenig is, do bringen's a Fasserl.“ Birthin: „Mit a solch G'paß, Sie, do können's halt nur drauß bleiben auf d' Straßen.“ Gast: „Na, wissen's was, i will Jhna was sagen, wenn's nit so a hübsch Weible wären, do hätten's besser gethan, 's wären a Hausknecht geworden — grob g'nug seind's dazu.“

Charade.

Die beiden Ersten sind mehr als gut:
Mit der Dritten wehrt sich die Gassenbrut;
Das Ganze ist die adlige Klasse
Unter einer sonst sehr gemeinen Masse.
(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Logogriph.

Weich bin ich schwarz, schwarz bin ich hart,
Doch ist das Harte doppelt;
Weich hab' ich manchen Schuß verscharrt,
Hart geh' ich oft gekoppelt.

Weich nennen neben Galgenstrick
Und gleicher Brut mich Alle;
Und doch rühmt Jeder dessen Glück,
Der hart mich führt zum Stalle.
(Auflösung folgt in nächster Nummer.)



Aus der Schule.

Originalzeichnung für unser Blatt.



Lehrer: „Wer sagte also: Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber?“
Schüler (der sich zur Beantwortung der Frage gemeldet hat): „Das sagte mein Vater, als meine Mutter von ihrer Badereise zurückgekehrt war.“

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Scherzaufgabe.

Welches ist das schlechteste und breiteste Wasser?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der räthelhaften Inschrift aus voriger Nummer:
Dianal (Diendl = Mädel) a Kuß von Dir war net ibi (übel).
Net ibi? Du aber bist für mi' z' ibi.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Wenn ihn die Hunde beißen.

Die große Salzsee. In unserem Bilde auf Seite 93 geben wir eine Abbildung der Mormonenhauptstadt Utah am großen Salzsee in dem nordamerikanischen Territorium Utah. Das genannte Territorium, in den Rocky mountains gelegen, umfaßt nicht weniger denn 220 063 qkm mit einer Einwohnerzahl von 143 963 Personen, sämmtlich Anhängern der mormonischen Glaubensform, welche bekanntlich Vielweiberei gestattet. Es ist erfreulich, daß die Regierung der Vereinigten Staaten durch Verhaftung einiger „Propheten“ dieser Sekte und durch das Verbot der Vielweiberei ihren festen Entschluß kundgegeben hat, dem unwürdigen Zustande in dieser „Gemeinde“ ein Ende zu machen und Zustand und Sitte neu aufzurichten. Hoffen wir, daß diese Bestrebungen der Regierung im allgemeinen Interesse der Civilisation von durchgreifendem Erfolge sein werden.

Barke Ausschreibung. Guste: „Gnädige Frau, ich werde zu Oftern ausziehen, ich verheirathe mich.“ Frau v. W.: „So? Nun, ich gratulire! Was ist denn Dein künftiger Mann?“ Guste: „Er ist — er ist — an der Domkirche angestellt.“ Frau v. W.: „Was? an der Domkirche? Ist er denn geistlich?“ Guste: „So halb und halb — er ist Musiker und geht auf die Orgel.“ Frau v. W.: „Ach, dann ist er wohl Organist?“ Guste: „Eigentlich nicht, er macht den Wind zur Orgel.“

Aus der Schule geplaudert. Hauptmann: „So, meine Herren, ich denke, wir trinken jetzt ein Glas Champagner (leises Gemurmel), he, Johann, geh' mal in den Keller, links neben dem Rüdesheimer, und hole eine Flasche Champagner.“ Johann: „Soll ich sie gleich alle beide bringen?“

Aus der Instruktionsstunde. Lieutenant: „Wer von Euch Leuten kann mir sagen, welches die Haupttugenden des Soldaten sind?“ Soldat: „Treue und Gehorsam!“ Lieutenant (sich zum Rekruten wendend): „Aber was muß jeder Soldat vorzugsweise haben?“ Rekrut: „Dreierlei Bürsten: eine Schmier-, Schmutz- und eine Glanzbürste.“

Hauswirthschaftliches.

Sorget für gesunde Luft im Schlafzimmer. Man trifft vielfach die Meinung an, daß die Nachtluft gesundheitschädlich und das Schlafen bei offenem Fenster gefährlich sei. Diese Meinung ist irrig und nur da, wo die Erde schädliche Dünste erzeugt und diese durch die geöffneten Fenster Eingang in die Schlafräume finden, soll man sich hüten, bei offenem Fenster zu schlafen. In höheren Stockwerken, auf Bergen, in Gegenden mit trockenem Boden ist gerade die Nachtluft viel gesünder, als die Tagesluft. Wenn man ein Zimmer neben seinem Schlafräum hat, so öffne man in diesem ein Fenster, nur sorge man dafür, daß es nicht vom Luftzuge bewegt werden kann, was man durch Verbinden der Fensterriegel mittelst Bindfaden erreicht. Es genügt eben, daß die Fensterflügel etwa eine Handbreit offen stehen. Daß man vom Luftzuge direkt betroffen wird, soll man vermeiden, dagegen kann es nicht schaden, daß, wenn ein Nebenzimmer nicht vorhanden, man den oberen Flügel im Schlafräum selber offen hält, nur muß man das Fensterrouleau herablassen. Die Nachtruhe in derartig luftigen Räumen macht den Körper viel frischer und arbeitslustiger, als nicht gelüftete dünstige Räume.

Räthsel.

Ich werd' in freier Luft geboren,
Ich rede ohne Mund und höre ohne Ohren.
Willkomm'ne Rednerin bin ich.
Nur meine schwache Seit' ist: mich zu wiederholn.
Doch hab' ich Muth; — ihr könnt mich fordern
auf Pistolen:
Ich komme sicherlich.
(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Note. — Tagebuch. — Zettel.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigirt von John Schwerin in Berlin.
Gedruckt und herausgegeben von John Schwerin's
Verlag, H.-G., in Berlin W., Behrenstr. 22.